

# Gleisendes Gold.

Roman von Marie Perle.

(5. Fortsetzung.)

„Guten Frau Gräfin in der ‚Frankfurt‘ den Artikel gelesen, der von dem kleinen Augustin handelt?“

„Nein, wie kommen denn Sie zu diesem Aufsatz?“

„Oh, Frau Gräfin, es wäre mir nicht eingefallen, auch nur einen Blick hineinzuwerfen, wenn mich nicht der große Fidor darum gebeten hätte. Wenn ich Ihnen nach der selbst den Artikel geschrieben, und als ich in dem Geschäft war, um etwas Seide zu kaufen, stand er mit der Nummer in der Tasche und sagte, die Frau Gräfin müßte sie lesen; sie werde sich freuen, daß man sich auch in Nennym-Buch auf die Pflege der schönen Künste versteht. Ich bin überzeugt, daß die Frau Gräfin, die hier so selten zum Lachen kommt, ihre Freude daran haben werden.“

„Nun, so bringen Sie mir Ihre ‚Frankfurt‘“ rief die Gräfin.

Kaum hatte sie die Fingerzeige nach dem Blatt gegriffen, als sie in lauter Heulerei ausbrach.

„Da der gute Fidor mir seine unentbehrliche Brosche geschickt hat“, sagte sie dann, „als sie sich mit Ihnen genug getan hatte, so will ich sie auch aufbewahren und neben die Nummer des Kirchlichen Anzeigers legen, die gestern die Notiz über den hochwürdigen Herrn Pfarrers veröffentlicht hat. Das mag der Anfang zu dem Allen sein, das von dem kleinen Augustin handelt, sozujagen seine Familienverhältnisse. Mager genug sind die Dokumente, an die ich mich gewandt habe, die Sache mit Stillfühlens übergingen. Wie Tage lese ich die Zeitungen sorgfältig durch, habe aber noch nichts, absolut nichts darin gefunden! Ich muß doch eigentlich den Grafen fragen, ob es nicht gut wäre, nochmal an sie zu schreiben.“

Zwei Stunden später, als das Frühstück sich dem Ende näherte, fand eine Berathung zwischen der Gräfin und ihrem Gatten statt.

Graf Herbert von Nenny war ein umschiger Herr, dessen Klugheit und scharfen Verstand alle Welt rühmte. Er hatte einen Abscheu vor solchen Geschäften, guten wie schlechten, und pflegte dergleichen systematisch zu sich fern zu halten; durch und durch egoistisch, schaute er vor Allen, was die geringste Störung in sein Dasein bringen konnte, zurüd.

„Wahrscheinlich hörte er, wo sich seine Frau über die Nachlässigkeit der Zeitungen beklagte.“

„Mein liebes Kind“, bemerkte er, „lesen wir nicht im Evangelium, daß der Erlöser einer allzu thätigen Frau rief, die ruhig zu verhalten? Martha hieß diese Frau, wenn ich nicht irre, und ich glaube, daß ich, der höchsten aller Autoritäten folgend, Dir nur den gleichen Rath ertheilen kann.“

Bertha von Nenny lachte fröhlich auf.

„Du hast eine seltsame Art, Herbert, die heilige Schrift zu citiren. In demselben Evangelium steht klar und deutlich zu lesen, daß wir unserm Nächsten helfen, daß wir vor gegen ihn zu verfahren sollen, wie wir wünschen, daß er gegen uns handle. Serbert, wenn der Himmel ein ein Kind wie den kleinen Tintin geschenkt hätte, und es ungerathet worden wäre, würden wir nicht dem, der uns das Kind wieder zuführte, die Hüfte küßen?“

„Du regst Dich zu sehr auf, mein liebes Kind! Die ganze Geschichte wird Dich noch krank machen! Davon ist ein Kind hätten, und es uns gestohlen worden wäre, glaubst Du, wir würden mit verkränkten Armen ruhig zusehen, bis ein guter Samariter es uns wieder brächte? Wäre Du nicht vielmehr sicher, daß wir die ganze Polizei und sämtliche Gendarmen auf die Suche geschickt hätten? Doch wir nicht nur Inzertate in alle Zeitungen eingerückt, sondern auch in jeder Gemeinde, in jedem Weiler die Nachricht von dem Verschwinden des Kindes hätten ansetzen lassen, mit dem Vorprechen einer königlichen Belohnung für den, der es uns wieder herbeiführte? Weshalb lassen die Eltern des kleinen Augustin nichts von sich hören!“

„Was weiß ich? Vielleicht sind sie sehr arm!“

„Wahrscheinlich, und das Kind war ihnen eine drückende Last; sie haben es verkauft oder verlassen! Denke doch an den kleinen Däumling“ märchenhaften Angedankens.“

„Oh, das wäre zu entsetzlich!“

„Der sie sind reich und haben sich des Kindes aus anderen Gründen entledigen wollen; aus Gründen, wie sie häufig genug in Dramen und Romanen, je selbst in der Geschichte vorkommen. Erwinnere Dich der ‚Eisernen Maste‘.“

„Oh, Herbert, ich kann es nicht glauben, daß es so unnatürlich, so graufame Eltern gibt!“

„Weil Du eine einfache, gute und, ich sage es mit Stolz, christliche Natur bist, aber nicht alle Frauen gleichen Dir. Und wäre es nicht denkbar, daß man das Kind gerade dadurch am Leben erhalten wollte, daß man es verschwinden ließ? Wer sagt Dir, ob Du nicht durch unvorsichtige Schritte ein Familiengeheimniß aufdeckst und die Sicherheit, ja vielleicht das Leben Deines kleinen Schützlings gefährdest? Eines befremdet mich und bezieht mich in meinem Verdachte, nämlich, daß alle Zeitungen, an die Du geschrieben hast, die Sache tollschreiend. Wie erklärst Du Dir das?“

„Das magde auch mich stutzig, und ich wollte Dich gerade um Deine Ansicht fragen.“

„Ich kann nur wiederholen, liebe Bertha: Entweder gehört dieses Kind in eine sehr arme Familie, die es hergeben mußte, oder es ist der Sprößling eines reichen Hauses, das ein Interesse an seinem Verschwinden hat. Wie ich Dir von dem allem Anfang an sagte, würde ich mich an Deiner Stelle im Interesse des kleinen Weibes, das Du liebst, und auch im Interesse Deines Gatten, den Du in eine recht unangenehme Geschichte hineingezogen hast, möglichst still verhalten. Laß doch die Berührung wachen, um die Worte unferes braven Pfarrers zu gebrauchen! Sie hat Dir das Kind in den Weg geführt, behalte es — ich werde Dich nicht hindern, so freigeigig dafür zu sorgen, wie es Dir beliebt.“

„Aber adoptiren darf ich es nicht?“

„Nein, auf keinen Fall, und der kleine wird, nebenbei bemerkt, bei den Mahurets viel besser aufgehoben sein, als bei uns. Es sind ordentliche Leute, die ihn gut versorgen werden und desto besser, je tiefer Du in die Tasche greiffst.“

„Wie gut Du bist, Herbert!“ rief die Gräfin gerührt, „und wie klug! Ich werde wohl immer eine zerstreute, unbedachte Hummel bleiben! Ja, es schte nicht viel, so hätte ich die Spur des kleinen Kerchens seinen Feinden verrathen! Aber von nun an will ich nichts mehr thun, ohne Dich vorher zu fragen, und gebe momentan alles weitere Suchen auf.“

„Um, das wäre geschäftlich“, brumte er vor sich hin, „als sie sich mit seinem Besuche entfernte. Eine seltsame Manie, die die meisten Frauen haben, sich mit Dingen zu befassen, die sie nichts angehen! Ich habe ja die Farben etwas stark aufgetragen, aber es war nicht nöthig; man weiß nie, ob man bei solchen Familiengeschichten nicht die Hand in ein Wespennest steckt.“

Wierzehn Tage später sagte der Graf zu seiner Frau:

„Ich habe Dir etwas mitzutheilen, mein liebes Kind, das Dir große Freude machen wird! Ich möchte dieses Jahr die Zeit Deiner Verbannung abzurufen; die Jagd ist miserabel, es gibt beinahe nichts zu schießen, und außerdem bin ich mit meinem Jäger unzufrieden, und in Nennym ist es unmöglich, Erfolg zu finden. Wir gehen also schon in der nächsten Woche nach Paris zurück!“

„Wie? So bald?“

„Er sah sie erkaunt an.“

„Das sagst Du? Wenn ich von der Abreise spreche? Das ist ja die reinste Betrugung! Darf man fragen, wer das Wunder vollbracht hat? Ist es mein alter Freund, Herr von J., und seine poetischen Complimente, oder Dein Liebhaber, der Vicomte, mit seinen edellosen Vorträgen?“

„Die ladie.“

„Die einen gestreuten, die anderen ertheilten mich, das will ich nicht in Abrede stellen, aber in Paris finde ich genug Schmeichler und Schönredner. Was ich dort nicht finde, Herbert, das ist das kleine Weibchen, das ich liebe, und das mich liebt gelernt hat: Tintin ist's der mich lesethert hat! Darf ich ihn nicht nach Paris mitnehmen?“

„Das sehtest Du nicht?“ rief er ungeduldig. „Wir wollen doch aus unserm Hause keine Kinderhunde machen! Ich gestatte Dir mehrere Launen, mein liebes Kind, aber das läßt Du gefälligst bleiben.“

„Sie ließ es dabei bewenden, aber die Sehnsucht nach dem kleinen Wuch in ihrer Seele: Was uns verlagst bleibt, was ja immer größerer Reize. Täglich ließ sie Tintin holen und behielt ihn bei sich, während sie Frau Mahuret in der Küche reich bewirtheten ließ. Gräfin Bertha von Nenny gefiel sich in der Mutterrolle so, wie ein kleines Kind mit der Puppe spielt, und belustigte sich königlich. Die Puppe war ja auch entzückend hübsch und ein süßes Schmeicheltchens; sie konnte gehen und sprechen, nannte die Gräfin „Rathin“, und noch nie hatten Rathin und Bertha sich besser vertragen, als die beiden.“

Die hübsche Bertha, selbst noch ein rechttes Kind, war mit ganzer Seele dabei, spielte Verketten mit dem kleinen, verbrag sich hinter einem Vorhang und rief „Kuckuck“, brach in lautes, fröhliches Lachen aus, wenn er sie fand, und küßte den kleinen Jungen nach Herzenslust. Sie nahm ihn mit in den Park, schenkte ihm Spielzeug und kaufte das Beste an Nachswert, was das Geschäft des großen Fidor aufzuweisen hatte.

Am dem Tage, an dem sie Tintin mit einem Eisenbüchsen und Schaufel besuchte, wurde sie Zeugin eines außerordentlichen Freudenereignisses. Es war, als ob er liebe Spielachen wieder erkannte, und er hatte nichts Gileres zu thun, als das Eisenbüchsen mit dem kleinen Partikel zu füllen; scharf spielte er dieses Spiel nicht zum ersten Male.

Nach dem Spiel begann die „Arbeit“ — eine regelrechte Geographieunde. Wenn Bertha, dem Rache ihres Gatten folgend, auch auf jede Mitwirkung der Zeitungen endgültig verzichtete, so gab sie doch ihre Nachforschungen nicht vollständig auf, nur sollten sie klug betrieben werden und sollten keine Gefahr für das liebe Kind in sich bergen. Sie wollte in Erfahrung bringen, wer er sei, woher er käme, wer die Familie sei, der er angehörte, und wenn sie hinreichend von allem in Kenntniß gesetzt war, dann erst wollte sie erwägen, was für das Wohl ihres Schützlings zu thun sei.

„Frankreich ist nicht so groß“, sagte sie sich, „daß man nicht Leute aus allen Provinzen in Paris begegnet; wenn ich meine Erkundigungen klug einziehe, werde ich mein Ziel schon erreichen. Sollte ich nur noch einige Fingerzeige! Ich werde es noch einmal mit Tintin versuchen.“

So ertheilte sie ihm täglich eine „Geographieunde“, wie sie sagte. Sie nahm ihn auf die Knie, sah ihm sorgfältig in die klaren, blauen Augen und las ihm langsam und deutlich zwanzig bis dreißig Namen von Städten und Dörfern aus einem geographischen Lexikon vor.

Anfangs lautete er mit einer gewissen Reue, dann wurde er ungeduldig, und wenn der „Unterricht“ zu lange währte, schloß er die Augen und schlief ein.

Bertha von Nenny ließ sich jedoch nicht so leicht entmuthigen, und als sie an den Buchstaben „C“ gekommen war, gelang es ihr, den ersten Erfolg einzuharmoniren. „Chateau Châlons“, las sie langsam.

Der kleine schien in ihren Armen zu schlummern; plötzlich aber richtete er sich auf und rief mit glöcklicher, froher Stimme:

„Tato! Mama; Tintin — Tato!“

„Ah, du mußt ja, daß er ein Schloß besohnt hat!“ sagte sie sich. „Nun heißt es, doppelt vorsichtig sein.“

Die ganze Sache hatte für sie den Reiz eines ungelösten Räthfels; überdies liebte der kleine, wie sie dem Grafen schon erzählt hatte, seine schöne Rathin. Wenn er ihr ansichtig wurde, las man den Ausdruck der Freude in seinen Zügen, und er weinte, wenn er sie verlassen mußte. Vielleicht wurde bei der Berührung ihrer feinen, weichen, ihn liebenden Hände, beim Wohlgeruch ihrer Kleider, beim lauten Klang ihrer Stimme irgend eine Erinnerung in seiner Seele wach. Vielleicht erinnerte ihn das an die verlorene Mutter und weckte in ihm ein Gefühl, das er weder für die zierliche Jose Marietta, noch für die berbe Frau Mahuret an den Tag legte. Gräfin Bertha fühlte sich aber folger auf der Vorliebe, die er für sie betundete, als sie es ja; irgend einen gesellschaftlichen Erfolg gewesen war.

Zum ersten Mal war in ihrer letzten, oberflächlichen Seele ein ernsteres Empfinden erwacht, so daß es aus wirklich ehrlichem Herzen kam, als sie ihrem Gatten, wie er die Absicht äußerte, nach Paris zurückzukehren, zusagte. „So bald?“

Nun hieß es an die Abreise denken. Graf Herbert bildete seine Verabredung, und wenn er einmal einen Entschluß gefaßt hatte, so wollte er, daß er ohne Säumen ausgeführt würde. Bertha gab also ihrer Kammerfrau den Auftrag einzupacken, während sie sich selbst um den Ehepaar Mahuret begab, um über den Preis der Monatspension, die sie für ihren Schützling zahlen wollte, zu sprechen. Der Graf hatte ihr vollständig freie Hand gelassen, und sie gedachte freigeig zu sein. Bei Marietta erkundigte sie sich vorher, was man sonst dafür anlegte — es gab einige Zehnerhün im Dorfe — und den gewöhnlichen Betrag gedachte sie zu verdreifachen.

Man verständigte sich auch über Versicherungen höchster Dantbarkeit von der einen und bringenden Willigen von der anderen Seite, auf die Gesundheit und Reinlichkeit des Kindes zu achten.

„Was die Reinlichkeit betrifft, Frau Gräfin“, entgegnete Frau Mahuret stolz, „so sehen Sie nur mein Verlobung an, wie das glänzt. Ich bin kein Tagelöhner und verachte mich auf's Pfen.“

Sie fügte sich allen Anforderungen der Gräfin, obson sie im Stillen der Meinung war, daß ein Bab und feine Wäsche täglich, gefinde gefaßt, überflüssig seien. Da erob der Feldhüter wegen der Höhe der bewilligten Pension Einsprache.

„Das ist viel zu viel, Frau Gräfin; wir behalten ja den kleinen, weil wir ihn lieb haben, nicht aus Habguth. Wenn die Frau Gräfin ihm die Kleider schenken will, so werden wir sie dankbar annehmen, denn Kleider sind theuer, auch für so einen Knirps; von allem anderen verlohnt es sich nicht; der Wüthe zu reden; es tobt ja so gut es nur irgend gehen wollte, mit der Feuerzang, damit so keine Kleider verbrannt werden.“

Marietta beachtete nicht, daß sie eine ebenso heile, wie schlechte Handlung beging, indem sie ein armes Kind der Möglichkeit beraubte, seine Eltern wiederzufinden, und daß die Folgen davon sich vielleicht nie würden verwirklichen lassen.

„In's Feuer damit!“ flüsterie sie vor sich hin. „Nur Todte sprechen nicht.“

So manderten die zehn Briefe in's Feuer und brannten halb lichterloh. Von der Furcht bejelt, daß ihre Aertin sie übertrafen könnte, blieb Marietta kräftig in die Flamme und getrennte nach der Wüthe, so gut es nur irgend gehen wollte, mit der Feuerzang, damit so keine Kleider verbrannt werden.“

Marietta beachtete nicht, daß sie eine ebenso heile, wie schlechte Handlung beging, indem sie ein armes Kind der Möglichkeit beraubte, seine Eltern wiederzufinden, und daß die Folgen davon sich vielleicht nie würden verwirklichen lassen.

Gräfin Bertha war nach Paris zurückgekehrt, und die Zerstreutheit, die sich ihr dort boten, ließen sie gar bald das Schmerz vergessen, der ihre Seele bewegt hatte, als sie Nenny verließ. Ohne ihren kleinen Schützling vollkommen aus den Augen zu verlieren, dachte sie doch weniger an ihn und hörte auf, sein Fernsein unaussprechlich zu bedauern.

„Herbert hat recht gethan, daß er mich hinderte, Tintin mitzunehmen; ich hätte wirklich keine Minute für ihn übrig, so viele Verpflichtungen und Besorgungen liegen auf mir.“

In Beschäftigung und Aufregung fehlte es Gräfin Bertha höchlich nach dem kleinen Wuch. Besonders bei den Lieberanten folgten tagsüber nicht enden wollende Bemerkungen mit der Modistin und dem Herrenschneider. Während der mehronatlichen Abwesenheit der kleinen Frau hatte eine förmliche Umwälzung in der Mode stattgefunden, und es war doch unmöglich, noch in den Toiletten des Vorjahres zu erscheinen! Ah, Wüßler und Leute aus der Provinz, die die Wöle einer Modedame für mühselos oder gar für eine angenehme Beschäftigung halten, täuschen sich gar sehr. Sie ahnen nicht, welche Diskussionen, Anstrengungen und Mühen vorausgingen, wie vieler langweiliger Wartelunden bei den Höfenprieestern der Schneiderkunst und ermdenden Anproben es bedurfte, bis endlich

ein Rock in harmonischen Falten auf die Hüfte fiel oder eine Corsette die Taille fein genug umspannte, ohne die Freiheit der Bewegungen zu hemmen und besonders ohne aufzutragen. Würde bringt Würde, diese Erfahrung mußte die klein Gräfin wieder einmal am eigenen Leibe machen. Müde lehrte sie des Abends nach Hause zurück und klagte dem Gatten ihr Leid.

„Herbert, die neue Corsette will und will nicht passen! Schon zum sechsten Mal bin ich bei Guelzdr zur Anprobe gewesen, und sie sieht noch immer nicht. Ich bin geradezu in Verzweiflung!“

„Pfleghaftig erwiderte er: „Nur ruhig Blut, nach dem zwölften Mal wird sie Dir vorreflich passen! Berath Dich darauf, es ist immer noch Zeit für eine Farbe, die Du denn ausgleichst.“

Sie flüsterie ihm geheimnißvoll in's Ohr:

„Grün, aber Du darfst es Niemand verrathen!“

„Ich werde mich schön hüten!“ erwiderte er ebenso ernsthaft. „Ich werde verhoffen, daß das Grün sich an mein vertraut mir noch das Eine an, mein liebes Kind, daß Du die grüne Farbe erfindest und gebest Du ein Patent darauf zu nehmen.“

Sie zuckte die Achseln.

„Du bist immer der Gleiche, Herbert! Freilich habe ich die grüne Farbe nicht erfinden, aber alle Welt trägt dieses Jahr blau, und ich mag nicht wie alle Welt angezogen sein, deshalb habe ich grün gewählt! Und ich will nicht, daß man es weiß, denn es gibt Frauen, die böse und einfallig genug sind, um mich sofort zu copiren.“

„Das wäre weder böse, noch einfallig“, entgegnete er galant, „denn Du bist unfehlbar eine der elegantesten Frauen in ganz Paris.“

„Bescheiden und doch ein wenig entzückt, rief sie:

„Ich das Dein Ernst? Findest Du das wirklich, Herbert? Oh, dann bin ich zufrieden, mehr als zufrieden, denn Dein Urtheil ist mir maßgebend.“

Nachlässig warf sie sich auf eine Chaiselongue.

„Ah, wie bin ich müde! All das gibt so viel Plage und Schererei!“

Ein ander Mal erregte sich ein heftiger, fast leidenschaftlicher Ausbruch. Sie hatte an die fünfzig Hüte anprobiert und keiner stand ihr. Der eine war zu aufgedunnt, der andere zu maßig, der dritte machte ihr einen lächerlich großen Kopf und schädigte die Grazie ihrer Gesammtgestalt.

Sie zankte sich mit Marietta, mit ihrem Gatten und vor gereizt, die ganze Welt für ihr Mißgeschick verantwortlich zu machen.

In dem Hut bin ich geradezu abgöttisch, zum Erfordern, Herbert! Ich sehe aus wie eine Vogelscheucl!“

Kaltblütig, wie er den Verzweiflungsanfällen seiner Frau gegenüber war, entgegnete der Graf:

„So laß Dir doch einen Hut machen, der Dich kleidet, mein liebes Kind, das sieht mich doch nicht so schmierig zu fam.“

Aber da kam er schon an; sie gerieth in hellem Zorn.

„Sie sind ja jetzt alle so groß! Ein Hut, der nicht groß ist, ist nicht modern! Und da soll man nicht rasend werden!“

Der Graf lächelte belustigt und nachsichtig.

„Aber wie hätte inmitten all' dieser wichtigen Konferenzen, Schmierereien und Mißlichkeiten der arme Tintin nicht in Vergessenheit gerathen sollen!“

Der Monat December verging über derartige Artigschillungen für den Hofbesitzer, in dem es hieß, Nebenbuhlerinnen besagen und Sklaven an den Triumphzügen feilen; in den ersten Tagen des Januar waren endlich alle Arsenale wohl gefüllt, und Gräfin Bertha von Nenny konnte anfangen, ihre Besuche zu machen. Man mußte doch sein Jünglein schärfen, sich beigeiten über alle Neuigkeiten, über den Stadtkalender orientiren.

Der erste Besuch galt einer alten Baronin, die den Spitznamen „Generalanleger“ führte, weil sie über jeden Kalender orientirt war, sei er von gestern oder heute, und sich darin gefiel, ihn lang und breit zum Westen zu geben. Bertha fand bei ihr den gewöhnlichen Kreis; freisinnige Frauen mit spitzen Zungen, die geneigt waren, an ihren Mitmenschen keinen guten Schaden zu lassen, und andere, die nachsichtig und Kleinigkeit an den Tag legten; dazu einen enthusiastischen, alten General und einen jungen Marquis, der sich auf einen Anhänger Schopenhauers hinauspielte.

Man nahm alle Geräthchen, die zu stande oder außerstande gekommen waren oder kommen wollten, unter die Lupe, und Jemand machte den Eindruck:

„Wissen Sie schon, daß der kleine Gontran von Grauloff sich um Genovefa von Rodoburg bemüht?“

„Wohl möglich“, warf der General ein. „Sie ist ein hübsches, kettenwürdiges und kluges Mädchen, und ich, so ihre Ausfichten sich so erheblich bessert haben.“

„Wenn das nicht der Fall wäre“, verlegte eine böse Zunge, „würde ich Gontran ganz sicher nicht um sie bemühen; der sieht auf Geld!“

Der Anhänger Schopenhauers höhnte:

„Warum sollte er nicht? Legt man in unserem Jahrhundert nicht allgemein mehr Werth auf das Geld? Und man hat dazu alle Ursache, denn Geld ist das Einzige, was heutzutage ernsthaft zu nehmen ist.“

„Herr Marquis“, fiel ihm der General heftig in's Wort, „in Ihrem Urtheil erhebt sich nicht so; da gab es für mich mehrere Dinge, als Geld!“

„Von was für Ausfichten sprechen Sie denn?“ forschte Gräfin von Nenny. „Ich dachte, die Rodoburgs seien ohne

ein Rod in harmonischen Falten auf die Hüfte fiel oder eine Corsette die Taille fein genug umspannte, ohne die Freiheit der Bewegungen zu hemmen und besonders ohne aufzutragen. Würde bringt Würde, diese Erfahrung mußte die klein Gräfin wieder einmal am eigenen Leibe machen. Müde lehrte sie des Abends nach Hause zurück und klagte dem Gatten ihr Leid.

„Herbert, die neue Corsette will und will nicht passen! Schon zum sechsten Mal bin ich bei Guelzdr zur Anprobe gewesen, und sie sieht noch immer nicht. Ich bin geradezu in Verzweiflung!“

„Pfleghaftig erwiderte er: „Nur ruhig Blut, nach dem zwölften Mal wird sie Dir vorreflich passen! Berath Dich darauf, es ist immer noch Zeit für eine Farbe, die Du denn ausgleichst.“

Sie flüsterie ihm geheimnißvoll in's Ohr:

„Grün, aber Du darfst es Niemand verrathen!“

„Ich werde mich schön hüten!“ erwiderte er ebenso ernsthaft. „Ich werde verhoffen, daß das Grün sich an mein vertraut mir noch das Eine an, mein liebes Kind, daß Du die grüne Farbe erfindest und gebest Du ein Patent darauf zu nehmen.“

Sie zuckte die Achseln.

„Du bist immer der Gleiche, Herbert! Freilich habe ich die grüne Farbe nicht erfinden, aber alle Welt trägt dieses Jahr blau, und ich mag nicht wie alle Welt angezogen sein, deshalb habe ich grün gewählt! Und ich will nicht, daß man es weiß, denn es gibt Frauen, die böse und einfallig genug sind, um mich sofort zu copiren.“

„Das wäre weder böse, noch einfallig“, entgegnete er galant, „denn Du bist unfehlbar eine der elegantesten Frauen in ganz Paris.“

„Bescheiden und doch ein wenig entzückt, rief sie:

„Ich das Dein Ernst? Findest Du das wirklich, Herbert? Oh, dann bin ich zufrieden, mehr als zufrieden, denn Dein Urtheil ist mir maßgebend.“

Nachlässig warf sie sich auf eine Chaiselongue.

„Ah, wie bin ich müde! All das gibt so viel Plage und Schererei!“

Ein ander Mal erregte sich ein heftiger, fast leidenschaftlicher Ausbruch. Sie hatte an die fünfzig Hüte anprobiert und keiner stand ihr. Der eine war zu aufgedunnt, der andere zu maßig, der dritte machte ihr einen lächerlich großen Kopf und schädigte die Grazie ihrer Gesammtgestalt.

Sie zankte sich mit Marietta, mit ihrem Gatten und vor gereizt, die ganze Welt für ihr Mißgeschick verantwortlich zu machen.

In dem Hut bin ich geradezu abgöttisch, zum Erfordern, Herbert! Ich sehe aus wie eine Vogelscheucl!“

Kaltblütig, wie er den Verzweiflungsanfällen seiner Frau gegenüber war, entgegnete der Graf:

„So laß Dir doch einen Hut machen, der Dich kleidet, mein liebes Kind, das sieht mich doch nicht so schmierig zu fam.“

Aber da kam er schon an; sie gerieth in hellem Zorn.

„Sie sind ja jetzt alle so groß! Ein Hut, der nicht groß ist, ist nicht modern! Und da soll man nicht rasend werden!“

Der Graf lächelte belustigt und nachsichtig.

„Aber wie hätte inmitten all' dieser wichtigen Konferenzen, Schmierereien und Mißlichkeiten der arme Tintin nicht in Vergessenheit gerathen sollen!“

Der Monat December verging über derartige Artigschillungen für den Hofbesitzer, in dem es hieß, Nebenbuhlerinnen besagen und Sklaven an den Triumphzügen feilen; in den ersten Tagen des Januar waren endlich alle Arsenale wohl gefüllt, und Gräfin Bertha von Nenny konnte anfangen, ihre Besuche zu machen. Man mußte doch sein Jünglein schärfen, sich beigeiten über alle Neuigkeiten, über den Stadtkalender orientiren.

Der erste Besuch galt einer alten Baronin, die den Spitznamen „Generalanleger“ führte, weil sie über jeden Kalender orientirt war, sei er von gestern oder heute, und sich darin gefiel, ihn lang und breit zum Westen zu geben. Bertha fand bei ihr den gewöhnlichen Kreis; freisinnige Frauen mit spitzen Zungen, die geneigt waren, an ihren Mitmenschen keinen guten Schaden zu lassen, und andere, die nachsichtig und Kleinigkeit an den Tag legten; dazu einen enthusiastischen, alten General und einen jungen Marquis, der sich auf einen Anhänger Schopenhauers hinauspielte.

Man nahm alle Geräthchen, die zu stande oder außerstande gekommen waren oder kommen wollten, unter die Lupe, und Jemand machte den Eindruck:

„Wissen Sie schon, daß der kleine Gontran von Grauloff sich um Genovefa von Rodoburg bemüht?“

„Wohl möglich“, warf der General ein. „Sie ist ein hübsches, kettenwürdiges und kluges Mädchen, und ich, so ihre Ausfichten sich so erheblich bessert haben.“

„Wenn das nicht der Fall wäre“, verlegte eine böse Zunge, „würde ich Gontran ganz sicher nicht um sie bemühen; der sieht auf Geld!“

Der Anhänger Schopenhauers höhnte:

„Warum sollte er nicht? Legt man in unserem Jahrhundert nicht allgemein mehr Werth auf das Geld? Und man hat dazu alle Ursache, denn Geld ist das Einzige, was heutzutage ernsthaft zu nehmen ist.“

„Herr Marquis“, fiel ihm der General heftig in's Wort, „in Ihrem Urtheil erhebt sich nicht so; da gab es für mich mehrere Dinge, als Geld!“

„Von was für Ausfichten sprechen Sie denn?“ forschte Gräfin von Nenny. „Ich dachte, die Rodoburgs seien ohne

ermögen, jetzt wie in alle Zukunft!“

Woller Freude erwiderte die Hausheerin:

„Wie, meine liebe Bertha, Sie nennen die Geschichte von den Rodoburgs nicht? Da muß ich Ihnen von dem fabelhaften Glück, das die Leute gehabt haben, erzählen.“

Der „Generalanleger“ strahlte vor Vergnügen, eine Zubörerin gefunden zu haben, der sie eine schon hundemal erzählte Geschichte, vor der jeder Andere weggelaufen wäre, als funkelnegetu aufstehen konnte.

Die klatschfüchtigen Damen motivirten sich im Stillen, die wohlwollenden rüchten sich bequemer in den Hauteutis zurecht, um ein Schläschen zu machen; der General erhob sich und iaußte: auf jedes Wort, um empfinden zu können, falls der Baronin irgend eine Ungenauigkeit unterlaufen sollte, der Marquis von Aracide spitzte sich schon auf einen boshafte Bemerkungen, und die Baronin ergriff das Wort:

„Sie wissen doch, daß Karl von Rodoburg eine Schwelger hat, die reizende Julia von Erneuil, mit der ich vor ihrer Heirath öfter zusammen kam. Seither hat sie Paris verlassen, um sich in einem alten Stammschloß der Familie in der Provinz zu betragen. Sie verlebte dort ihre Fritterwochen, die nicht enden wollten, bis sie wie durch einen Blitzschlag aus heiterem Himmel einen jenen Abschluß fanden. Ihr Gatte, der Leutnant von See, starb in den Colonien am gelben Fieber.“

„Mein Wunder“, bemerkte der Jünger Schopenhauers in bitterem Tone. „Erneuil war jung, schön, reich und glücklich, also mußte er sterben! Auf diesem traurigen Erdenball passieren dieses berlei Ungereimtheiten.“

„Herr Marquis“, warf der General ein, „als ich in Ihren Tagen war, fand ich die Welt noch nicht so traurig; ich erinnere mich sogar —“

Eine ungeduldige Dame unterbrach ihn:

„Was ich mir nicht erklären kann, das ist der große Unterschied in den Vermögensverhältnissen des Barons von Rodoburg und denen seiner Schwelger. Die Erbfortschaffung hat sich entschieden übertrieben, denn entweder müßte das große Vermögen von den Erneuil's kammern, und von einem solchen habe ich nie gehört, oder es wäre das Heirathsgut der Frau, der geborenen Baroness von Rodoburg, und dann kann es doch nicht so namhaft gewesen sein!“

„Ich kenne die Herkunft der Gelder sehr genau“, warf der General ein, „und wenn die Herbschaften es mir erlauben, werde ich es Ihnen erzählen; dann dürfte auch der Herr Marquis von Aracide mir recht geben, daß es auf diesem traurigen Erdenball noch Menschen von Herz gibt.“

„Nein, nein“, unterbrach ihn die Frau des Hauses lebhaft, „ich weiß die Geschichte besser, als Sie, Herr General, denn ich habe den Vetter Hüb noch persönlich gekannt, während Sie das mal's irgendwo das Schlachtopf trummelten.“

Der General neigte resignirt das Haupt, und die Baronin, erfreut, das Bild behauptet zu haben, fuhr fort:

„Hüb war ein Spitzname, in Wahrheit hieß er Peter von Rodoburg und war ein entfernter Vetter vom Baron Karl; er kam immer ziemlich spät, daher und wohnte, nachdem er sein ganzes väterliches Erbe im Spiele verhandelt hatte, in einem elenden Dachstuhlzimmer. Es war eben einer der Vermandten, die einem keine Ehre machen, man schneit ihn allgemein, hielt ihn sich vom Leibe und wies, wenn es nicht anders ging, ihm höflich, aber bestimmt die Thür. Konnte man nie Sclat mit ihm machen, so mußte man sich schließlich seiner schämen; der Mensch konnte vom Spiele nicht lassen, und sobald er wieder ein paar Louisd'ors besessen hatte, trieb es ihn an die Roulette und in die gewöhnlichen Spielhöhlen. Als Baron Karl sich dann verheirathete, sah man Vetter Hüb scharfer auf die Finger; Malice konnte ihn nicht aussehen und machte ihm endlich die Thür vor der Nase zu.“

„Baronin Amalie von Rodoburg“, ließ der General sich hören, einen Augenblick, in dem die Erzählerin Augen schloß, benügend, „ist eine ordnungsliebende, vernünftige und ehrbare Frau; sie durfte die Grewelwürstlichkeit aus; das wüßte Leben des alten Hüb nicht dulden und hat ganz recht daran gethan, mit ihm zu brechen. Ich glaube, meine Damen, Sie an ihrer Stelle —“

„Nein, so war es denn doch nicht!“ protestirte eine weibliche Stimme.

„Vetter Hüb griff, wenn er zum Thee geladen war, zu tief in den Vregeltorb. Spieler sind mitunter heißhüchtig, Frau von Rodoburg aber ist eine von denen, die nicht zu viel Nachdruck auf den Tisch zu bringen pflegen.“

Die Dame des Hauses war inzwischen wieder zu ihrem Gatten gekommen und fuhr fort:

„Ich will nicht gerade behaupten, daß er ein angenehmer Gast gewesen sei; es fand sich aber doch Jemand, der sich seiner erbarmte, ein junges Mädchen, die liebe, reizende Julie von Erneuil. In den Häusern, in denen er schließich noch empfangen wurde, begrüßte sie ihn stets als das Liebenswürdigste und stellte ihn so gewissermaßen unter ihren Schutz. Sie hatte Mitleid mit seiner Schwäche, ich habe sie häufig miteinander oder einem kleinen Spieltisch beim Café sitzen sehen. Sie würde gerne Fesler über Fesler gemacht haben, nur um ihr Geld an ihn zu verlieren. Aber das war nicht einmal nöthig, er war ein so überlegener Spieler, daß ihre Worte nach einer kleinen Weile stets leer vorüberflogen — die Verlierende war der zufriedenerer Theil.“

Meerrettichfleisch. Währen man eine halbe Stange Meerrettich recht fein reibt, löst man 1 1/2 — 2 Pfund in Scheiben geschnittenes Rindfleisch in wenig Wasser mit etwas Salz weid. Dann bräut man in etwas zerlassener Butter 4 Würfel Zucker und 1 — 1 1/2 Köffel voll Mehl, giebt den geriebenen Meerrettich dazu, läßt ihn mit durchrösten, füllt von der Brühe, in der die Fleischscheiben gekocht wurden, soviel zu, wie man Sauce braucht, und gießt ein Glas Weiswein hinzu, läßt das Fleisch einmal darin aufkochen, schmeckt ab und richtet an. Sollte das Ragout nicht so sauer sein, kann ein wenig feiner Essig oder noch ein Köffel voll Wein hinein gegeben werden.

Flaumen in Butter gebacken. Man nimmt schöne, große gebadene Flaumen, wäscht sie und löst sie mit Zucker und Wein unter fleißigem Schwenken bis zu dem Zeitpunkt, wo sie bid und rund sich aufblähen (de längerem Kochen fallen sie zusammen). Dann schneidet man sie behutsam auf, nimmt den Kern heraus, füllt dafür eine abgezogene kleine Mandel hinein und bräut sie wieder zusammen. Hierauf rührt man einen weichen Teig von Eiern, Mehl, Wein und Zucker, wendet mit einer Gabel jede Flaume darin um und läßt sie in heißer Butter hellbraun. Sehr schön loder und knusprig wird der Teig, wenn man einen Kaffeelöffel voll Wappelpulver damit vermischt. Die fertige Gebäck: Flaumen werden mit Zucker und Zimmt bestreut. Sie können zu jedem Braten gereicht werden oder nach Belieben hinterher.

Feinste Ragoutsaucce. Unter „Ragout“ verstehen viele Leute etwas Entsetzliches. Das kommt aber nur auf die Verteilung an. Verfährt man, wie hier angegeben, so wird gewöhnliches Fleisch in Ragoutsaucce eine Delikatess am Familienische sein. Man läßt nämlich 2 Unzen frische Butter, 2 feingehackte Zwiebeln und feingehackten Schnittlauch nach Aubindnen zusammen schwingen, rührt dann einen geküßelten Löffel voll Mehl daran und läßt wieder langsam schwinen. Nun fügt man nach und nach so viel Bouillon an, als man zur Saucce braucht und läßt diese Masse eine Stunde lang ganz langsam kochen. Dann rührt man die Saucce durch ein Sieb, giebt Kapern, in Butter geschmolzen, vor abgekochte Champignons, Citronensaft nach Geschmack hinzu, läßt noch einmal aufkochen und wirft die jertlich zurechtgeschmittenen Fleischstücke, die von Haut, Knochen und Sehnen aus's beste befreit sind, hinein und läßt sie nur ein einziges Mal ganz leise darin aufkochen, so daß sie nur heiß werden. — Das lange Kochen des schon garen Fleisches in der Ragoutsaucce verdirbt sich immer dieses feine Gerich. Mit dreieckigen Semmelcroutons, die, wenn man will, vor dem Ausbacken mit Parmesantäse bestreut werden, bringt man dieses feine Gerich zur Tafel. Jede Art von gekochtem oder gebratenem Fleisch und Geflügel wird wie oben zubereitet.

Schneidener Fleisch. Man nimmt 2 1/2 Pfund gutes Rindfleisch und schneidet es in maßnagroße Stücke; dann schneidet man 4 Unzen Rindermark in dünne Scheiben, vier Kartoffel in kleine Würfel, eine große Zwiebel wird fein gehackt, eine große gelbe Wurzel wird ebenfalls in kleine Stücken geschnitten. Dazu kommt etwas feingehackte roth frische Petersilie und Porree. Man legt das Ganze folgendermaßen in einen gut verschließbaren Deckeltopf, den Boden bedeckt man mit dem Kart, dann kommt eine Lage Kartoffelwürfel, dann Fleisch, Zwiebel, Petersilie, Zwiebel u. s. w. Die Lagen werden wiederholt, bis das Ganze aufgebrach ist; zum Schluß kommt noch etwas Kart, Salz und Pfeffer nach Belieben. Es muß ganz langsam dünsten, damit sich eine kräftige Saucce entwicelt.

Saurer Kalbsfleisch. Zwei Pfund des Kalbsfleisch wird in kleine Scheiben geschnitten. Dann läßt man 2 — 3 Unzen Butter heiß werden, röstet eine geriebene Zwiebel darin aus, legt das Fleisch hinein, läßt es und läßt es unter öfterem Wenden und Schütteln braun braten. Nun streut man 1 — 2 Köffel voll Mehl darüber, läßt alles gut durchziehen, fügt einen Schöpfel voll heißes Wasser, ein halbes Lorbeerblatt, einige Gewürznelken und Essig nach Belieben hinzu, läßt das Fleisch langsam gar dämpfen, schmeckt ab und richtet mit Bratkartoffeln an.

Wasserige Kartoffeln mehllich zu machen. Um diesem besonders in heißen Jahren häufig vorkommenden Mißstand abzuhelfen, wird gerathen, die Kartoffeln vor der Zubereitung einige Zeit in der Nähe des warmen Ofens auszutrocknen. Nachdem die überflüssige Feuchtigkeit dadurch verunstet ist, werden die Kartoffeln in Mehl und gewinnen merklich an Wohlgeschmack. Dasselbe kann übrigens auch unmittelbar vor dem Kochen dadurch erreicht werden, daß man an jeder einzelnen Kartoffel rund herum einen schmalen Streifen abschält. Die so vorbereiteten Kartoffeln brauchen nicht so lange zu kochen, werden mehliger und auch schmackhafter.

Das Portraict. Wir finden Sie den Commercianten? „Sprechend ähnlich — besonders die Hände.“

„Just in my name. Junge Dame: Die Seite des Handbuchs hat für mich immer etwas Gezungenes, Conventioneles —“ Herr: „D, ich pflege auch viel lieber auf den Mund zu küßen.“

Wasserige Kartoffeln mehllich zu machen. Um diesem besonders in heißen Jahren häufig vorkommenden Mißstand abzuhelfen, wird gerathen, die Kartoffeln vor der Zubereitung einige Zeit in der Nähe des warmen Ofens auszutrocknen. Nachdem die überflüssige Feuchtigkeit dadurch verunstet ist, werden die Kartoffeln in Mehl und gewinnen merklich an Wohlgeschmack. Dasselbe kann übrigens auch unmittelbar vor dem Kochen dadurch erreicht werden, daß man an jeder einzelnen Kartoffel rund herum einen schmalen Streifen abschält. Die so vorbereiteten Kartoffeln brauchen nicht so lange zu kochen, werden mehliger und auch schmackhafter.

Das Portraict. Wir finden Sie den Commercianten? „Sprechend ähnlich — besonders die Hände.“

„Just in my name. Junge Dame: Die Seite des Handbuchs hat für mich immer etwas Gezungenes, Conventioneles —“ Herr: „D, ich pflege auch viel lieber auf den Mund zu küßen.“

Meerrettichfleisch. Währen man eine halbe Stange Meerrettich recht fein reibt, löst man 1 1/2 — 2 Pfund in Scheiben geschnittenes Rindfleisch in wenig Wasser mit etwas Salz weid. Dann bräut man in etwas zerlassener Butter 4 Würfel Zucker und 1 — 1 1/2 Köffel voll Mehl, giebt den geriebenen Meerrettich dazu, läßt ihn mit durchrösten, füllt von der Brühe, in der die Fleischscheiben gekocht wurden, soviel zu, wie man Sauce braucht, und gießt ein Glas Weiswein hinzu, läßt das Fleisch einmal darin aufkochen, schmeckt ab und richtet an. Sollte das Ragout nicht so sauer sein, kann ein wenig feiner Essig oder noch ein Köffel voll Wein hinein gegeben werden.

Flaumen in Butter gebacken. Man nimmt schöne, große gebadene Flaumen, wäscht sie und löst sie mit Zucker und Wein unter fleißigem Schwenken bis zu dem Zeitpunkt, wo sie bid und rund sich aufblähen (de längerem Kochen fallen sie zusammen). Dann schneidet man sie behutsam auf, nimmt den Kern heraus, füllt dafür eine abgezogene kleine Mandel hinein und bräut sie wieder zusammen. Hierauf rührt man einen weichen Teig von Eiern, Mehl, Wein und Zucker, wendet mit einer Gabel jede Flaume darin um und läßt sie in heißer Butter hellbraun. Sehr schön loder und knusprig wird der Teig, wenn man einen Kaffeelöffel voll Wappelpulver damit vermischt. Die fertige Gebäck: Flaumen werden mit Zucker und Zimmt bestreut. Sie können zu jedem Braten gereicht werden oder nach Belieben hinterher.

Feinste Ragoutsaucce. Unter „Ragout“ verstehen viele Leute etwas Entsetzliches. Das kommt aber nur auf die Verteilung an. Verfährt man, wie hier angegeben, so wird gewöhnliches Fleisch in Ragoutsaucce eine Delikatess am Familienische sein. Man läßt nämlich 2 Unzen frische Butter, 2 feingehackte Zwiebeln und feingehackten Schnittlauch nach Aubindnen zusammen schwingen, rührt dann einen geküßelten L